

V. Resümee

18. Schlussfolgerungen

Die vorliegende Studie nahm ihren Ausgang in der Frage nach der Interaktion zwischen dem „Mutterland“ und seinen außerhalb der Staatsgrenzen lebenden „ethnischen Angehörigen“. Diese Frage stellt sich nur gegenüber historischen Konstellationen, in denen sich das Nationalstaatsprinzip – das eine Kongruenz von politischer und ethnischer Einheit anstrebt – zumindest auszuformen beginnt. Nach dem nationalstaatlichen Dogma sind ethnische Minderheiten innerhalb wie außerhalb der nationalen Grenzen Anomalien, die möglichst zu beseitigen sind. Obwohl man dieses Ziel seit der Französischen Revolution immer wieder mit diversen Mitteln wie Umsiedlung, Vertreibung oder Assimilation zu erreichen versuchte, ist die heute bestehende ethnische Heterogenität keineswegs erst Folge der durch die modernen Globalisierungstendenzen verstärkten Wanderungsbewegungen oder einer größeren gesellschaftlichen Mobilität. Den Nationalstaaten war es vielmehr auch in den zurückliegenden Jahrhunderten nur selten gelungen, erstens innerhalb ihrer Grenzen den Idealzustand ethnisch-kultureller Homogenität herbeizuführen und zweitens alle Angehörigen der eigenen Volkszugehörigkeit unter einem Dach zu vereinigen. Beide Aspekte „ethnischer Reinheit“ blieben zumeist bloße Utopie. Für die Angehörigen einer Kulturnation jenseits ihrer Staatsgrenzen bedeutete dies, dass dem „eigenen“ nationalen Staat nur die Rolle eines mehr oder weniger verbindlichen kulturellen Orientierungszentrums zukam, man aber gezwungen war, sich auf irgendeine Weise mit „fremden“ nationalen Verhältnissen zu arrangieren.

Bei seiner Entstehung musste sich der Nationalstaat als „weltliche Machtorganisation der Nation“ nicht nur im Orient häufig zunächst gegen religiöse Integrationsideologien behaupten, für die nicht die ethnische Zugehörigkeit bzw. die gemeinsame Sprache, sondern die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft die Grundlage der Staatsorganisation darstellte. Für den Kampf des Nationalen gegen das Religiös-Universale (*millet* vs. *ümmet*) war das multiethnische Osmanische Reich das beste Beispiel. Der Vielvölkerstaat wehrte sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts mit aller Kraft und letztlich vergeblich gegen die aufstrebende nationale Idee, die schließlich zur Auflösung des Reiches in seine Einzelteile führen sollte.

Nach dem Sieg des Nationalstaatsprinzips entstanden auf den Ruinen des Osmanischen Reiches in Anatolien, den arabischen Gebieten und auf dem Balkan zahlreiche neue Staaten. Da sich die Grenzen der Nationen und Nationalitäten häufig jedoch weiterhin überschnitten, setzten sich die ethnisch-nationalen Konflikte aus der osmanischen Ära im nationalstaatlichen Zeitalter unvermindert fort, nun innerhalb bzw. zwischen den Nationalstaaten. Neu war dabei, dass nun auch die „Türken“ als Angehörige des einstigen Herrschervolkes in einigen dieser Länder in einen Minderheitenstatus gerieten. Die vorliegende Arbeit rekonstruierte die Interaktionen zwischen zwei auf diese Weise entstandenen „ethnischen Peri-

pherien“ und dem „Mutterland“ im Bereich des Journalismus. Da die Presse in beiden Regionen gerade während des Abtrennungsprozesses entstanden war, spielte sie nicht nur bei der gesellschaftlichen Kommunikation und der Konstruktion von Wir-Identitäten, sondern auch beim Austauschprozess zwischen Zentrum und Peripherie eine zentrale Rolle.

Der in dieser Studie verwendeten „Zentrum-Peripherie“-Metapher liegt das kulturell-journalistische „Abhängigkeitsverhältnis“ der Randgebiete vom osmanisch/türkischen Zentrum zugrunde. Dieses bildet das *tertium comparationis*, an dem sich der hier verwendete „verstehende Vergleich“ orientierte und dessen erste Ergebnisse jeweils am Schluss der ersten Kapitel vorgestellt wurden. Wie sich herausstellte, fand die „kulturelle Dependenz“ des *yavru vatan* bzw. der *Dış Türkler* zum *Anavatan* ihren Ausdruck vorwiegend im Begriff des *daire-i milliye*. Innerhalb dieses imaginierten „Kreises der Nation“ wurden von den Periodika beider Regionen die unterschiedlichsten Zentrumsbilder produziert, die über die Jahre hinweg zwar einem starkem Wandel unterworfen waren, ihre wichtigste Funktion als „Ordnungsinstanz“ oder „Wegweiser“ jedoch nie einbüßten. Auch wenn mit dem Wechsel von der Theokratie zur nationalen Republik die Spielregeln zwischen Zentrum und Peripherie neu definiert, das Zentrumsbild revidiert, die Abhängigkeitsverhältnisse neu austariert werden mussten, änderte dies am grundsätzlichen Vorhandensein des „Mutterland“-Stereotyps in beiden Regionen nichts. Ob dieses nun islamisch-osmanisch oder republikanisch-laizistisch geprägt war, die Vorstellung vom Zentrum als *valide-i müşfik* bzw. *son sığınak* („letzte Zufluchtstätte“) bestand unverändert fort. So waren auch für die meisten Blätter des letzten hier untersuchten Zeitraums Zypern bzw. die Dobrudscha nur unbedeutende Orte, in die man zufällig hineingeraten war, während Anatolien als „ewige Heimat“, als „Mekka“ aller Türken dieser Welt galt.

Eine erste Ausnahme stellten die Periodika der 20er Jahre in der Dobrudscha dar, die die Idee eines dobrudschatürkischen Lokalpatriotismus vertraten. Basierend auf den Vorarbeiten von Mehmed Niyazi und İbrahim Temo bildete sich vor allem unter den journalistisch tätigen türkischen Intellektuellen der Typus des „Dobrudscha-Bürgers“ heraus, dessen Loyalität in erster Linie seiner „Heimat“ galt und der sich dem Deutungszugriff des Zentrums weitgehend entzog. Als wichtige Wegbereiter dieser Strömung galten die Blätter *Cuvântul Dobrogei*, *Dobruca*, *Revista Musulmanilor Dobrogeni*, *Tina* und später auch *Halk*, die auch Rumänisch als Publikationssprache verwendeten. Durch ihren Dissens gegenüber dem Mainstream wies das Presseleben jener Jahre in der Dobrudscha eine Besonderheit auf, die man auf Zypern nicht findet. Dort konnte ein „Ablösungsversuch“ vom Zentrum aufgrund der permanenten Bedrohung durch die *Enosis* in diesem Ausmaß nicht erfolgen. Es war daher kein Zufall, dass die Idee eines gesamtzypriotischen Lokalpatriotismus erst relevant wurde, als in den 30er Jahren die *Enosis*-Gefahr zeitweilig gebannt war und eine entschiedene Hinwendung zum Zentrum nicht mehr als lebensnotwendig erachtet wurde.

Einige tatarische Blätter aus der Dobrudscha wichen in den 30er Jahren ebenfalls vom zentrumsorientierten Konsens ab. Unter dem Einfluss des aufkommenden tatarischen Nationalismus verlagerten sie ihre politisch-geographische Grundausrichtung von Anatolien, dem früheren Sitz des Kalifats, auf die Krimhalbinsel (*Yeşil Kırım*). So setzte man dem „Übermenschen“ Atatürk das „Führer-Genie“ Çelebi Cihan, den ersten Präsidenten der Krim-Republik, entgegen und betrachtete die mit dem „Mutterland“-Begriff assoziierten Eigenschaften „Barmherzigkeit“, „Solidarität“ und „Hilfe“ als reine Wunschvorstellungen. Auch wenn, wie hier am Beispiel Ülküsals gezeigt wurde, die führenden Köpfe der krimtatarischen Bewegung den Rahmen des türkischen „Kulturnationen“-Konzepts nie verließen, war ihr „Partikularismus“ in einer Zeit, in der der anatolische türkische Nationalismus eine große Strahlkraft besaß, für die Mehrheit der türkeiorientierten Intellektuellen schlichtweg eine Provokation, die von ihrer Wirkung her nur mit der *Enosis* auf Zypern zu vergleichen war. Die beiden zentrifugalen Kräfte wurden in der türkischen Intellektuellenszene als Versuch einer Zerstörung des *daire-i milliye* interpretiert. Sie spielten daher bei der Konstruktion der Selbst- und Zentrumsbilder in den türkischen Periodika eine gleichermaßen bedeutsame Rolle.

Im Gegensatz zu *Enosis* und *Tatarcılık* sorgten die türkischen Schulen und die Migrationsbewegung für eine direkte Wechselwirkung mit dem Zentrum. Während Migration und Remigration zu einem regen (nicht nur Personen-)Verkehr mit dem „Mutterland“ führten und der in der Presse darüber ausgetragene Diskurs die Mutterlandsidee dauerhaft am Leben erhielt, bildeten die Schulen und die Thematisierung von Bildungsfragen in der Presse über Jahrzehnte eine verlässliche Grundlage für den Transfer kulturellen und pädagogischen Wissens. Obwohl auch in der Migrationsgeschichte beider Regionen die Gemeinsamkeiten überwogen, gab es hier einen bedeutenden Unterschied. So war die Auswanderung zwar von Beginn an auch auf Zypern als Diskussionsthema ständig präsent, es kam bis zum Ersten Weltkrieg im Unterschied zur Dobrudscha jedoch nicht zu einem Massensexodus nach Anatolien. Die Insel blieb nämlich trotz des Machtwechsels bis zum 5. November 1914 *de iure* Bestandteil des Osmanischen Reiches, so dass unter der türkischen Bevölkerung die Auffassung vorherrschte, die britische Verwaltung sei nur von vorübergehender Natur. Die ab 1917 einsetzende Migrationswelle genügte dann, um, ähnlich wie in der Dobrudscha, die bisweilen romantisch verklärten Zentrumskonzeptionen an der Realität zu messen und gegebenenfalls zu revidieren. Im Bereich des schulischen Austauschs unterschieden sich die beiden Peripherien voneinander insoweit, als die Interaktion zwischen Zypern und dem Zentrum erstens intensiver war und zweitens zwischen 1925 und 1935 systematisch durch die britische Inselverwaltung behindert wurde und dadurch zeitweilig gänzlich zum Erliegen kam. Doch stellte sich gerade diese „fremde Einmischung“ in einer Zeit des starken türkischen Nationalismus in Anatolien als kontraproduktiv heraus, so dass die Schulen auf Zypern mehr noch als die in der Dobrudscha zu politischen Zentren der türkeiorientierten Nationalbewegung wurden und in

der Presse entsprechend intensiv Beachtung fanden. Die Schullandschaften Zyperns und der Dobrudscha waren jeweils relativ heterogen, verfügten mit dem *Kıbrıs İslam Lisesi* in Nikosia und dem *Seminarul Musulman din Megidia* jedoch über Mittelpunkte der schulischen Aktivität, die zugleich als „geistige Fabriken“ der Zentrumsorientierung fungierten.

Ebenso wie die griechischen Lehrer für die *Enosis* spielten die türkisch-zypriotischen Pädagogen eine Schlüsselrolle beim „nationalen Erwachen“ der Bevölkerung und bei der Vermittlung einer zentrumsorientierten Politik. Entsprechend stark waren sie in den öffentlichen Diskurs und insbesondere in das Presseleben involviert. Mehr noch: Die Lehrer waren, und dies galt für Zypern und die Dobrudscha gleichermaßen, die eigentlichen Gestalter des regionalen Journalismus. Wie wir gesehen haben, übten viele journalistisch tätige Intellektuelle wie İbrahim Temo, Mehmed Niyazi, Hafız Cemal, Bodamyalızade Mehmet Şevket, Müstecib Fazıl, Mehmet Remzi, Habib Hilmi und Şevket Cevdet, die das kulturelle und politische Geschehen in den beiden Regionen maßgeblich beeinflussten, neben ihren hauptberuflichen Aktivitäten, etwa als Arzt oder Anwalt, zusätzlich eine Lehrertätigkeit aus. Die Presse und die Schulen waren gleichermaßen wichtige Institutionen der Ideenvermittlung und wurden daher von den Intellektuellen eifrig parallel genutzt. Außer ihrer beruflichen Orientierung war vielen Zeitungsmachern auf Zypern und in der Dobrudscha gemeinsam, dass sie einen Teil ihrer politischen Sozialisation im Osmanischen Reich erfahren hatten, was die Reproduktion der im Zentrum entwickelten Denkmuster in den Peripherien gewährleistete. Dies geschah nicht selten unreflektiert und unkritisch. So verbreiteten selbst führende Köpfe des dobrudschatürkischen Journalismus wie Temo nicht nur die offiziellen Thesen und Klischees der republikanischen Geschichtsschreibung, sondern auch den Personenkult um Mustafa Kemal. Auch die radikalen Positionen eines Con Mehmet Rifat in Fragen der Religion und der religiösen Institutionen und seine kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Ideen korrespondierten direkt mit den Entwicklungen im Zentrum.

Der vom Zentrum selbst ausgehende Anteil an der Zentrum-Peripherie-Interaktion blieb dagegen von der osmanischen bis in die republikanische Zeit nahezu konstant. Auch wenn wegen der geographischen Nähe zu Anatolien die Präsenz des türkischen Staates auf Zypern stärker zu spüren war als anderswo, war seine Einflussnahme, vor allem durch Agenten und die Mitarbeiter der türkischen Vertretungen, auch in der Dobrudscha beträchtlich. Das Zentrum demonstrierte seine Präsenz auf mannigfache Weise: Über die periphere Presse, die mittels finanzieller Zuschüsse und technischer Hilfe oder aber durch Repressalien auf Linie gehalten wurde, durch materielle Zuwendungen an soziale und kulturelle Einrichtungen und die Schulen, durch die Besoldung von Lehrern und anderer Funktionsträger. Stärker noch als die Einwirkung auf die Institutionen trug der Export von Ideen, insbesondere die Einflussnahme auf die öffentliche Meinung in den Zielländern, zur Reproduktion des „Mutterland“-Stereotyps bei. Dies zeigt sich beispielhaft an

der Migrationsdebatte, die sich durch das Einschreiten der türkischen Regierung komplett drehte: von einer massiven Ablehnung der Migration in den 20er Jahren zu einer breiten Zustimmung in den 30ern. Die dominierende und wegweisende Rolle des türkischen Staates wurde auch in der Diskussion über die republikanischen Reformen deutlich. Die schwachen Alternativen zur vom Zentrum vorgegebenen Richtung waren von vornherein chancenlos. Deutungs- und Regelungsprimat des türkisch-anatolischen Zentrums blieben in den Randregionen somit auch noch Jahrzehnte nach ihrem Ausscheiden aus dem osmanisch/türkischen Staatsverband in hohem Maße gewahrt.

